MAGAZIN & REISE



Plötzlich weiße Finger
Leichenfingerkrankheit wird das Raynaud-Phänomen auch genannt. Es ist meist harmlos, aber nicht immer. *Seite III*



Weit, weit draußen
Die Galapagos-Inseln liegen weit draußen im Meer. Die Genetik gibt Hinweise darauf, wie Tiere sie besiedelt haben. *Seite V*



Frankreich, mon amour
Vernarrt in unser Nachbarland: Warum es immer wieder Ferien in Frankreich sein müssen – eine Liebeserklärung. *Seite VI*



Dem Regenwald beim Verschwinden zusehen: Die Baka, kleinwüchsige Jäger und Sammler, bei einem Ausflug in den Dschungel.

Bei den Vergessenen

Die Baka, ein Pygmäenvolk in Kameruns Wäldern, lebt ohne medizinische Versorgung. Ein Schweizer kämpft mit seiner Organisation dagegen an / *Von Martin Theis*

Um die Kranken in den verborgenen Winkeln der Welt muss sich jemand kümmern. Also stapfen René Stäheli und seine Leute mit festem Schuhwerk in den Dschungel im Osten Kameruns. Begleitet von einheimischen Ärzten und Gesundheitshelfern folgt der 65-jährige Schweizer einem kaum sichtbaren Pfad, zwischen Baumstämmen und herabhängenden Lianen. „Ob die Menschen hier krank sind oder nicht, geht auch uns in Europa an“, sagt Stäheli, vorschriftsgemäß mit Maske über Mund und Nase. „Corona sollte uns gelehrt haben, dass wir Gesundheit global denken müssen.“ Laut tönt der Wald.

Stäheli hört Zirpen und Zwitschern. Dann ein Trommeln aus der Ferne. Frauengesänge hallen unter dem hohen Blätterdach. Vielstimmiges Jodeln formt schräge Harmonien. Fast ist die Gruppe am Ziel. René Stäheli leitet Fairmed, eine Schweizer Non-Profit-Organisation zur Bekämpfung von Armutskrankheiten. Er ist hier, weil die Vereinten Nationen einen Jahrhundertbeschluss gefasst haben: Alle Menschen sollen einen Zugang zu medizinischer Versorgung bekommen. Über Programme der Weltgesundheitsorganisation (WHO) wollen die Vereinten Nationen Epidemien beenden, Tropenkrankheiten ausrotten, die Kinder- und Müttersterblichkeit senken und den globalen Gesundheitsrisiken vorbeugen. Dies ist Teil der Agenda 2030, eines monumentalen Katalogs guter Vorsätze für eine bessere Welt, von der Hungerbekämpfung bis zum Klimaschutz. Das Versprechen: Leave no one behind. Niemand darf auf der Strecke bleiben.

Die komplexe Wirklichkeit hinter der einfachen Losung kennen sie bei Fairmed nur zu gut. Der Dschungelpfad wird sie zu einem Camp der Baka führen, einem indigenen Pygmäenvolk, das traditionell in den Wäldern Zentralafrikas lebt. Die Gier nach Tropenholz zerstört ihren Lebensraum. So siedeln Baka auch an der Landstraße, einer Schneise aus roter Erde, die sich durch die grüne Tropenregion zieht. Ihre Camps sind nirgends registriert. Anderen afrikanischen Volksgruppen gelten sie als Menschen zweiter Klasse. Sie fallen als Erste durch die Maschen des maroden Gesundheitssystems.

Seit zwölf Jahren arbeitet Fairmed mit Pygmäenvölkern in Zentralafrika. Sie haben indigene Frauen zu Hebammen ausgebildet, um die Müttersterblichkeit zu senken. Sie haben in Dörfern selbstverwaltete Gesundheitsfonds eingerichtet, die eine Krankenversicherung ersetzen. Die nächste große Mission ist soeben im Gange: Fairmed leitet ein Programm, das in Kamerun und den angrenzenden Regionen des Kongo und der Zentralafrikanischen Republik eine folgenschwere bakterielle Infektionskrankheit ausrotten soll. Die Frambösie wird zunächst als himbeerroter Ausschlag sichtbar. Unbehandelt fressen sich die Erreger durch das Fleisch, deformieren die Gelenke und hinterlassen am Ende Verstümmelungen, die Kriegsverletzungen gleichen. Die Frambösie ist seltener und – am Ende – weniger tödlich als Aids oder Malaria. Aber sie trifft fast ausschließlich die Ärmsten der Armen. So findet sie in der Entwicklungshilfe und den Budgets von Ministerien kaum Beachtung. „Frambösie wird vernachlässigt, weil sie vernachlässigte Menschen befällt“, sagt René Stäheli.

Wie vermeidet man es, als weißer Retter aus dem Jeep aufzutreten?

Die Trommeln werden lauter; Stäheli balanciert auf einem Baumstamm über einen Wasserlauf und tritt auf eine Lichtung. Er wird schon erwartet. Die Frauen der Baka tragen Farnblätter um Kopf und Hüften. Sie tanzen inmitten kleiner Rundhütten aus Ästen und Blättern, vor denen einzelne Feuer schwelen. „Diese Menschen sind immer fröhlich“, sagt Alphonse Um Boock, Arzt und Berater bei Fairmed, der aus der Hauptstadt Yaoundé angereist ist. „Sie leben ein einfaches Leben und haben keine Probleme.“ René Stäheli runzelt die Stirn: „Wenn du wissen willst, wie es den Baka geht, dann musst du sie schon selbst fragen.“ Ein bisschen sagt er das auch zu sich selbst.

Wie dämmt man Krankheiten in maroden Systemen ohne Versicherung ein, wenn die eigenen Mittel knapp sind? Und wie vermeidet man es, dabei als der weiße Retter aufzutreten, der mal kurz im Jeep vorfährt und die Welt erklärt? Stähelis Arbeit ist auch als ein Ringen um Antworten auf diese Fragen zu verstehen.

Die Baka sind kleinwüchsige Jäger und Sammler, die sich im Dschungel so gut zurechtfinden, wie der große, stoische Schweizer in seiner Heimatstadt Basel. Krankheiten begegnen sie mit Beschwörungen und den pflanzlichen Mitteln ihrer Ahnen. René Stäheli setzt auf konventionelle westliche Medizin – und auf Bill Gates. Der brachte Pharmariesen dazu, Jahr für Jahr containerweise Medikamente an die ärmeren Teile der Welt

Fortsetzung nächste Seite

▸ ▸ ▸ zu spenden. Fairmed hilft bei der Verteilung. Von den Vereinten Nationen und ihrer Agenda 2030 dürfte bei den Baka allerdings kaum jemand gehört haben. Kritiker sagen, zu viele Ziele hätten sich die Vereinten Nationen gesetzt und für die Umsetzung zu wenig Geld bereitgestellt. Mag alles sein, sagt Stäheli. Für ihn zählt die Agenda zu den großen Errungenschaften unserer Geschichte. An guten Tagen glaubt er, dass die Menschheit noch zu retten ist.

Nacheinander werden im Camp die Kinder mit verdächtigem rotem Ausschlag auf Frambösie getestet. Das Geschrei ist groß, die Ärzte setzen eine winzige spitze Lanzette ein und müssen je einen Tropfen Blut aus den Daumenspitzen quetschen. Weil die ersten Tests positiv sind, bekommen gleich alle Campbewohner ein Antibiotikum verabreicht. So soll der Infektionszyklus durchbrochen werden. Bisher hat Fairmed im Rahmen des Ausrottungsprogramms rund 600 000 Menschen mit Azithromycin behandelt. Wie schwierig es ist, alle Menschen rechtzeitig zu behandeln, zeigt sich auch bei diesem Einsatz: Mehr als die Hälfte der Campbewohner ist gerade zum Jagen oder Fischen unterwegs. Fairmed lässt für jeden Abwesenden je eine Tablette da. Die Organisation hat in den Gemeinschaften tausende freiwillige Gesundheitsbeauftragte ausgebildet, die die Einnahme begleiten werden. Sie fungieren zugleich als wichtige Brücke zur Außenwelt und melden weitere Verdachtsfälle.

Die deutsche Entwicklungshilfe hat das Ausrottungsprogramm mit 1,5 Millionen Euro finanziert. Weil Fairmed als einzige Organisation weit und breit auf die sogenannten Vernachlässigten Tropenkrankheiten spezialisiert ist, hat die Koordinierungsstelle zentralafrikanischer Gesundheitsministerien OCEAC sie mit der Umsetzung beauftragt. Eine Herkulesaufgabe: „Die einzige Krankheit, die bisher vollständig ausgerottet werden konnte, sind die Pocken“, sagt René Stäheli. Schon oft hat sich die Weltgemeinschaft in falscher Sicherheit gewiegt, bei Lepra, Pest, Polio, schon vor Jahrzehnten auch bei der Frambösie. Ausrotten bedeutet: Eine Krankheit – auch wenn sie schon besiegt scheint – mit extremem Aufwand flächendeckend weiter zu überwachen und zu behandeln – bis keine einzige Neuinfektion auftritt. In der Realität wenden sich Gesundheitsministerien mit knappen Budgets vorher lieber dem Kampf gegen andere, akut gefährlichere Erreger zu.

Durch diese kurzfristige Kosten-Nutzen-Rechnung sind die Massenbehandlungen zunächst wirksam, doch am Ende wenig nachhaltig. „Das ist, als wenn ein Haus brennt, und du löschst 90 Prozent. Dann überwachst du es noch eine Weile – aber nur dort, wo du gelöscht hast“, sagt Stäheli. „Irgendwann kommt das Feuer zurück.“ Er plädiert für einen ganzheitlichen Ansatz. Dafür, dass die Ärzte bei ihren Behandlungsreisen alle Infektionen in den Blick nehmen. Und vor allem: dass die kleinen Gesundheitszentren auf dem Land besser ausgestattet werden. Mit lediglich ein paar Dutzend Medikamenten auf Vorrat könne man dort alle häufigen Krankheiten behandeln. Theoretisch gäbe es dafür sogar ausreichend Produktspenden der Pharmaindustrie. Weil nationale Gesundheitsministerien aber andere Prioritäten setzen, gibt es zu wenige Standorte – und selbst dort fehlt es oft an Nötigsten.

Die kamerunische Regierung investiert den größten Teil ihres Gesundheitsbudgets in die Kliniken der Großstädte, in denen auch die Mittel- und Oberschicht lebt. Danach sind die Krankenhäuser der einzelnen Distrikte an der Reihe, in denen es oft nicht einmal ein funktionierendes Röntgengerät gibt. Für viele Menschen sind sie außerdem unerreichbar. In lokalen Gesundheitszentren, bei der überwältigenden Mehrheit von Patientinnen und Patienten, kommt so gut wie nichts mehr an.

Um die Situation der Baka besser zu verstehen, will René Stäheli mit einer Gruppe in den Wald gehen. Er weiß, dass es nicht allein Bakterien sind, die die Gesundheit der Baka gefährden – sondern ihre Lebensumstände, ihre Armut. Deshalb reichen Antibiotika nicht, um die Krankheiten zu bekämpfen. Was die Menschen hier brauchen, lernt Stäheli bei Besuchen wie diesem.

Er fährt in das Baka-Dörfchen Mbalam, eine kleine Ansammlung von Lehmhütten, die auf keiner Karte verzeichnet ist. Er kommt nicht als Leiter einer medizinischen Hilfsorganisation, sondern als Gast. Die Blätterdächer sind rot vom Staub der großen Straße.



Der Arzt Alphonse Um Boock testet in einer Waldsiedlung die Baka auf Frambösie.



Von Basel in den Dschungel: René Stäheli

Der 35-jährige Hervé Sam eilt herbei und begrüßt Stäheli per Handschlag, gefolgt vom ganzen Rest seines Dorfes. Sam ist bei Fairmed angestellt. Er besucht vor Behandlungsrunden andere Baka-Dörfer und Camps, um Termine anzukündigen, Fragen zu beantworten und Menschen zur Teilnahme zu motivieren. Von hier aus können sie dem Regenwald beim Verschwinden zusehen: Stunde um Stunde donnern die Laster über die Straße, schwer beladen mit gigantischen Baumstämmen für den Export. Kamerun ist der Holzumschlagsplatz Zentralafrikas. Millionen Kubikmeter werden von hier aus jährlich auch nach Europa und Asien verschifft.

Die Baka sind hier draußen wie Gestrandete in einer fremden Welt: Wilde Tiere als Nahrung gibt es nicht mehr und für die Jagd im Wald gelten wegen kommerzieller Wilderei* ohnehin strenge Auflagen. Das Leben kostet also Geld – für Reis und Kochbananen, Schnaps und Tabak und den langen Schulweg der Kinder nach der Grundschulzeit. Das gilt auch für die medizinische Versorgung. Das nächste Gesundheitszentrum ist 25 Kilometer entfernt. Oft scheitert eine Behandlung schon an den Fahrtkosten. So überleben selbst zurückgedrängte Krankheiten an den Rändern der Gesellschaft. „Sie flammen dort auf, wo Systeme zusammenbrechen, in Kriegsgebieten und nach Katastrophen“, sagt René Stäheli. Oder in vernachlässigten Gruppen. Ihre Lebensumstände zu verbessern sei die beste Medizin.

Im Fall der Pygmäenvölker ist das besonders schwer: Ihre Bildungschancen sind deutlich geringer als die der anderen Volksgruppen, in Teilen Zentralafrikas werden sie noch immer als Sklaven gehalten. Sich durch Landwirtschaft zu versorgen, haben die Baka nie gelernt. Für wenige Cent am Tag und ein paar Maniokwurzeln schuften sie stattdessen auf den kleinbäuerlichen Plantagen der Bantu. Für René Stäheli ist das schwer zu begreifen. Er hat Agrarökonomie studiert. In Zentralafrika vertrieb er Pflanzenschutzmittel für einen Schweizer Konzern, wickelte Millionengeschäfte ab und lebte in einem Weißenviertel in der kamerunischen Hauptstadt Yaoundé. An den Wochenenden langweilte er sich beim Golfspielen. Als er das Abenteuer suchte und es auf Angeltouren entlang des Sanaga fand, war er erstmals mit der großen Ungleichheit im Land konfrontiert. Er kündigte. Den Blick des Agrarökonomen aber hat er behalten: Immer wenn er nach Mbalam kommt, bringt er eine Hand voll Samen mit, wie Papaya oder Corosol, eine grüne Stachelfrucht mit weißem Fleisch. Auch hunderte einheimische Kakaopflanzen hat er besorgt. Er versucht, im Dorf eine Idee zu pflanzen – auch wenn einige hier lieber Zigaretten oder etwas Hochprozentiges hätten.

Auf dem Feld nebenan gedeiht unter Palmen die Hoffnung

Ganz Mbalam liebt das Saufen. In der Dämmerung gießt ein junger Mann selbstgebrannten Schnaps in die Becher der tanzenden Menschen. Sie drängeln, zetern und nehmen ihre Rationen dann wie Sakramente in Empfang. Frauen trinken, während ihnen Babys an der Brust hängen. Als die Stimmung überzukochen droht, erscheint der Waldgeist inmitten des Tumults. Größer als die Baka ist er und ganz bedeckt von einem blickdichten Bastgewand. „Wer steckt da drunter?“ will Stäheli wissen. Hervé Sam versteht die Frage nicht. „Niemand“, sagt er. „Das ist doch ein Geist.“ Sie nennen ihn den Alten. Er hat sie schon beschützt, als sie noch im Dschungel lebten. Sie sagen, er wird Acht geben, dass Stäheli im Wald nichts passiert.

Der Weg in den Dschungel ist eine Schneise, die Holzarbeiter kilometerweit ins Grün geschlagen haben; sie ist breit genug für einen Lastwagen. Für jeden gefundenen Urwaldriesen wird so ein Teil des Ökosystems zerstört. „Es tut weh, das zu sehen“, sagt der 36-jährige Francois Bija mit seinem selbstgebauten Gewehr in der Hand. Die Schneisen verändern die Flussläufe und erleichtern die unscheinbaren Pfade der indigenen Bevölkerung. „Noch finden wir hier alles, was wir brauchen“, sagt Bija. „Doch der Wald verändert sich. Eines Tages wird er verschwunden sein.“ Francois Bija hat selbst für die Holzfirma gearbeitet, bis er kürzlich gefeuert wurde. Gerade ist er zum achten Mal Vater geworden und weiß nun nicht mehr, wie er seine Familie ernähren soll. „Ich muss dringend einen Job finden“, sagt er. „Am liebsten wieder im Wald. Dafür würde ich sogar weit fort gehen.“ So reden die meisten Männer im Dorf.

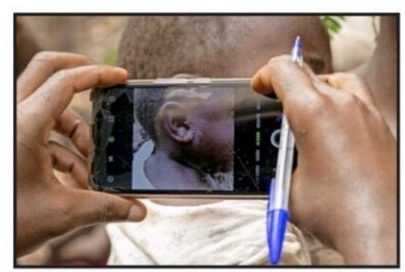
Im Gänsemarsch verschwindet die Gruppe im Unterholz. Die Baka schleppen Stähelis Gepäck, ihre Babys, Körbe mit Kochtöpfen, Reissäcke und Wasser. Mühelos bewegen sie sich durch das unwegsame Terrain. René Stäheli hinkt schon etwas hinterher. Lianen hängen im Weg, dornige Äste greifen nach ihm. „Hier sieht man, warum Kleinwüchsigkeit im Wald ein Selektionsvorteil ist“, sagt er. Noch immer hat er schwarze Farbe auf dem Leib. Die Baka haben ihn am Vorabend einem Initiationsritual unterzogen, in dessen Verlauf er bemalt wurde. Ein Geflecht loser Bänder um seinen Oberkörper soll ihn unsichtbar werden lassen, falls ihm im Wald jemand was antun möchte.

Nach einem halben Tag erreichen sie eine Lichtung, die sie mit Macheten roden. Bald stehen die ersten Waldhütten, Feuer brennen. Alle wissen, was sie zu tun haben, es ist eine Jahrhunderte alte Choreografie. Schon ist der unterirdische Bau einer Palmratte ausgegraben. Das Tier brutzelt im Kochtopf, neben einer Hand voll Riesenmaden. Einer der Männer schleppt eine enthauptete Gabun-Viper herbei. Francois Bija sortiert Patronen für sein Gewehr und die nächtliche Antilopenjagd. Hervé Sam schlägt Stücke aus der Rinde eines Baumes, die sie als Gewürz benutzen. Die Rollen von René Stäheli und den Baka haben sich umgekehrt. Hier im Wald sind die Baka die Experten für das Wohlergehen. Doch ihr Wissen gerät in Vergessenheit. Während die Großeltern der Baka im Wald noch zuhause waren, kommen die Kinder aus Mbalam fast nur noch in den Schulferien her. Und der Wald schwindet weiter.

Die Bekämpfung sozialer Probleme sei eigentlich nicht seine Aufgabe, sagt René Stäheli. Mit Fairmed soll er lediglich deren Symptome lindern. Doch es lässt ihm keine Ruhe. Die Frage, die über die Zukunft und die Gesundheit der Baka entscheidet, ist: Wie kann der Übergang in die Neue Welt gelingen?

Von dem mehrtägigen Dschungeltrip zurückgekehrt, führt Hervé Sam den Schweizer zum halb fertigen Haus seiner Familie am Rande des Dorfes. Es besteht aus unverputzten Steinen und einem Wellblechdach. Wann immer er Zeit und etwas Geld von seiner Festanstellung bei Fairmed übrig hat, baut er daran. Auf dem Feld nebenan, unter Bananenstauden und Palmen, gedeiht die Hoffnung: Sam hat dort die Kakaopflanzen in die Erde gesetzt. Die jungen Bäume reichen ihm schon bis zur Hüfte. Ein erster kleiner Erfolg auf dem Weg in die Selbstversorgung.

In einigen Jahren werden die Bäume erste Früchte tragen, für die man auf den Märkten der Region gute Preise erzielen kann. „Wir brauchen viel mehr Leute, die es so machen wie Hervé“, sagt Francois Bija, der den beiden gefolgt ist. Dann kniet sich der sonst so rau erscheinende Jäger hin und beginnt, am Fuße einer Kakaopflanze das Unkraut zu rupfen.



Ein Fairmed-Mitarbeiter fotografiert den typischen Ausschlag bei Frambösie.